



Feierabend



Die Miß mit dem Ausfaß.

Von Ralph Urban.

Von Brisbane kommend, ging ich im Hafen Suva auf der Fidschi-Insel Viti Levu an Land, um mit dem nächsten Schiff der Royal-Mail-Linie die lange Fahrt nach Vancouver fortzusetzen. Die zwei Tage Aufenthalt galten dem Besuch meines Freundes Kent, den ich vor einigen Jahren auf Mauritius kennen gelernt hatte und dessen Lebenszweck darin bestand, im Auftrage der Britischen Regierung verschiedene Inseln der Weltmeere nachzumessen. Nach seiner eigenen Berechnung dürfte er dazu hundertsechundvierzig Jahre benötigen.

Als der Dampfer in den Hafen einfuhr, sah ich schon von weitem am Kai die hohe, hagere Gestalt meines Freundes. Einige Minuten später standen wir uns gegenüber und schüttelten einander die Hände. Dreißig Jahre war er alt, der liebe Kerl, aber man konnte ihn für vierzig halten mit seinem von der Malaria kahlgelegten Schädel.

„Junge, Junge,“ sagte er zu mir, als wir in seinem Fordwagen nach dem Hotel fuhren, „es ist nett von Ihnen, daß Sie sich an den einsamen Inselaner erinnern haben. Beide gerade an Weltschmerz, Weibergeschichte!“

Ich kannte ihn gut, den wackeren Kent, und wußte, wie blutwenig er sich früher um Frauen gekümmert hat. Erstaunt erkundigte ich mich daher nach der Ursache seines Liebes Schmerzes, bekam aber eine derart ausweichende Antwort, daß ich gekränkt beschloß, mich künftig über diesen Punkt auszusprechen.

Am Abend speisten wir im Restaurant des Hotels.

„Was sagen Sie zu dem dort?“ unterbrach Kent das Gespräch und zeigte mit der Gabel nach einem Herrn, der eben den Saal betrat.

„Allerhand,“ gab ich betroffen zu, „eine blendende Erscheinung. Das Gesicht kommt mir übrigens bekannt vor. Was macht der Mann hier?“

„Es ist der Filmschauspieler de Mey,“ antwortete mein Freund mit merkwürdiger Betonung, „der hier wahrscheinlich einmal einen Film gedreht hat. Vorläufig verdreht er den weißen Frauen auf der ollen Insel

die Köpfe. Fünf Tage erst ist er da und schon sind alle verrückt.“

„Kein Wunder,“ meinte ich, „ein selbster schöner Mann.“

„Eine honig-süße Fresse,“ entgegnete grimmig Kent, „da kann freilich unserm nicht mit!“ Und mit finster zusammengezogenen Brauen wandte er sich dem Fisch auf seinem Teller zu.

Am nächsten Tage führte mich mein Freund auf der Insel herum. Er bemühte sich offensichtlich, heiter zu erscheinen, aber mir entging es nicht, daß ihn etwas schwer bedrückte. Nach dem Abendessen machten wir es uns in den Lehnstühlen der Hotelhalle bequem, rauchten und trankten Schottischen Whisky. Es dauerte nicht lange, kam auch de Mey, der schöne Mann, ließ sich am Nebentisch nieder, lehnte uns den Rücken zu und vertiefte sich in eine Zeitung. Unser Gespräch war ins Stocken geraten; denn es ist nicht angenehm, zu wissen, daß daneben jemand sitzt, dem kein Wort entgehen kann. Ich gab unserer Unterhaltung eine Wendung ins Allgemeine, zumal mir gerade ein schrecklich entstellter Eingeborener einfiel, den wir am Nachmittag gesehen hatten.

„Ja,“ meinte Kent auf meine diesbezügliche Erwähnung, „der Mann litt an Elefantiasis Arabum. Schreckliche Krankheit, der Ausfaß. Voriges Jahr war ich auf den Phönixinseln. Sie kommen vorbei, wenn Sie nach Vancouver fahren. Dort gibt es ein Lager für Leprakranke. Hatte bei meinen Vermessungsarbeiten in der Nähe zu tun und wurde dabei von einem Kranken angebettelt. Leider mußte ich abwinken, da ich kein Kleingeld in meinen Taschen fand. Darüber erobste sich der Mann und lief auf mich zu. Da riß ich den Revolver heraus und warnte den armen Teufel, daß ich ihn niederschließen müßte, wenn er sich noch einen Schritt weiter näherte. In ohnmächtiger Wut blieb der Mann stehen, fing gräßlich zu schimpfen an und begleitete seine Kraftausdrücke mit wilden Gesten. Plötzlich sah ich etwas durch die Luft wirbeln, und bückte mich gerade noch rechtzeitig, so daß das Ding knapp an meinem Kopf vorbeisaupte. Ich dachte zuerst, es wäre ein Stein, Sie können sich meinen Schrecken vorstellen, als ich danach Ausschau

hielt, in dem Gegenstand eine Menschenhand erkannte. Der Kranke hatte in seiner Wut eine so heftige Bewegung gemacht, wodurch sich die Hand von dem zerfressenen Knochen löste und davonslog. Seither bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich von Lepra höre.“

„Kommt Ausfaß hier auf den Inseln häufig vor?“ erkundigte ich mich, selbst mit einer leichten Gänse-ut behaftet.

„Ob — er — häufig — vorkommt?“ wiederholte Kent ruckweise meine Frage und machte dabei so große Augen, als wäre ihm plötzlich eine ungeheure Erleuchtung teilhaftig geworden, „ja, er kommt vor und nicht nur bei Eingeborenen. Die Ärzte versuchen daran herumzufurieren, letzthin probieren sie es mit Salvarsaninjektionen, aber es ist alles für die Katz. Eine Krankheit, der die Medizin noch hilflos gegenübersteht als dem Krebs. Erwischt sie einen, dann gibt es nur ein Mittel: sich aufhängen. Komisch an der Sache ist, man merkt sie erst gar nicht. Manchmal dauert es fünf bis acht Jahre. Nur bei Uebertragung auf die Schleimhäute, so zum Beispiel durch einen Kuß, da geht es unheimlich rasch. Küßten Sie eine Leprakranke und ich wette mit Ihnen um meinen Kopf, daß Sie innerhalb von sechs Monaten einen Teil Ihrer Gliedmaßen eingebüßt haben!“

„Danke, Kent,“ sagte ich, „ich wette bestimme nicht!“

„Nicht so ganz sicher,“ meinte mein Freund bedächtig, „ich kenne hier ein Mädchen, das Sie sofort küssen möchten, wenn Sie es sehen würden. Die junge Dame ist schön, ist reich und ist — leprakrank. Sie kam mit ihrem Vater, der ebenfalls an Ausfaß leidet, voriges Jahr aus Indien herüber, weil der alte Herr sich einbildete, durch die hiesigen warmen Quellen Heilung zu finden. Nur wenige Eingeweihte wissen von dem schrecklichen Leiden dieser beiden Menschen; und das tragische ist an der Geschichte, nicht einmal das Mädchen hat eine Ahnung, welche fürchterliche Krankheit es mit sich herumträgt.“

„Und die wohnen hier in Suva?“ wollte ich wissen.

„Nicht in der Stadt. Sie bewohnen einen reizenden Bungalow; gerade dort, wo der Fluß Rewa ins Meer mündet, kaum sieben

Wahrheit über Deutschland

Für einen toten Genossen.

Du hast die Wahrheit geliebt —
 nun ist es vorbei:
 Die Wahrheit ist tot.
 Zehn Klavier hinter Mauern,
 zehn Klavier in der Erde,
 zehn Klavier im Meer:
 es ist, als hätte es sie nie gegeben!
 Du darfst ihren Namen nicht nennen,
 darfst dich zu ihr nicht bekennen,
 schon der Gedanke an sie
 ist eine Sünde —
 nimm dich in acht!
 Man könnte ihn dir von der Stirn ablesen.
 Am liebsten möchten sie die tote Wahrheit
 ausgraben
 aus der Erde, dem Meer, den Särgen,
 um sie noch einmal zu töten.
 Denn in ihren Herzen ist die große Unsicherheit
 und sie brüllen täglich lauter
 um ihre Stimme zu übertönen.
 Könnten sie doch die Wahrheit
 noch einmal mit ihren Messern zerfleischen,
 um sicher zu sein.
 Sie starren auf die vom Blut gerötete Erde,
 in die sie sie stampfen,
 und sie sehen nicht:
 die Wahrheit ist längst zu den Sternen entflohen!
 Da leuchtet sie über die entsetzte Welt,
 herniederflammand die Schande ihrer Mörder.
 Einmal wird sie, ein Komet,
 niederstürzen!
 Dann wehe ihren Schändern!

Ignotus.

Weilen von hier. Ich komme dort öfter vorbei."

Ich sah so, daß ich den breiten Rücken des Schauspielers de Mey sehen mußte. Während der Erzählung meines Freundes fiel mir auf, daß die Zeitung in den Händen des Mannes zu tanzen begann. Ich dachte, ihn schüttle das Fieber. Als Kent aber die letzten Sätze sprach, bemerkte ich etwas ganz Sonderbares; der öglatte Scheitel des Filmschauspielers geriet in Unordnung, und zwar ohne jede äußerliche Einwirkung. Zulezt lösten sich einzelne Haare aus der zähen Umklammerung des Brillantins, dann stellten sich in rascher Reihenfolge ganze Büschel auf und schließlich blieb kein Zweifel mehr: dem Manne standen die Haare zu Berge. Da wandte er uns auch schon sein aschgrau gewordenes, verzerrtes Gesicht zu. "Verzeihen Sie," fragte er mit bebender Stimme, "wie heißt jener alter Herr mit der Tochter?" Mein Freund zog die Augenbrauen ganz in die Höhe, tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarette und sagte: "Sanford!"
 "Auuuh —" brüllte de Mey, schnellte von seinem Sitz empor, schlug mit den Fäusten gegen die Stirn, daß es knallte, warf einen Tisch um und raste die Treppe hinauf.
 "Er ist verrückt geworden," vermutete ich bestürzt. "Vielleicht hat er gar die Ausfäpige geküßt," meinte vollkommen ruhig mein Freund.

Am nächsten Morgen, dem Tag meiner Abreise, vermissten wir de Mey. Vom Hotelmanager erfuhren wir, daß er noch mit dem Nachtschiff nach Sydney abgereist sei. Mit tags begleitete Kent mich nach dem Hafen. Wir ging die tragische Geschichte mit de Mey und der Leprafranken Miß nicht aus dem Kopf, daher sagte ich zu meinem Freund: "Es ist schrecklich. Glauben Sie, daß das Mädchen und nun auch der Filmschau-

spieler wirklich rettungslos verloren sind?"
 "De Mey ist mir schnuppe," erklärte Kent gelassen, "der ist jetzt über alle Berge und kommt bestimmt nicht wieder. Und was Miß Sanford anbelangt, so ist sie im Begriff, meine Braut zu werden."
 "Was?" schrie ich, "sind Sie wahnsinnig?" — "Im Gegenteil," versicherte Kent mit faunischem Lächeln, "gerade so wenig wie Miß Sanford jemals mit Lepra zu tun

hatte. Sie brachten mich gestern auf eine glänzende Idee, als Sie vom Ausfall zu sprechen begannen und ersparten mir so, mit dem widerlichen Kerl von einem de Mey ein paar Kugeln zu wechseln!"
 Als ich ein Jahr später nach Europa zurückkehrte, fand ich unter den zahlreichen Postfächern auch ein Schreiben, in dem sich Mr. Kent und Mrs. Kent, geborene Sanford, als Vermählte empfahlen.

Schuß im Nebel.

Von F. Brahn.

In den Straßen hängt der gelbe Nebel eines frühen Herbstmorgens. Dick, stinkend von Kohlenrauch, Staub und Benzin. Man sieht nicht bis zur nächsten Straßenkreuzung; die Konturen der Häuser und der paar schüchternen, dürstigen Kastanien verschwimmen, und die Menschen, die zu ihren Arbeitsstätten, in ihre Kontore eilen, haben etwas Wesenloses: sie tauchen aus dem Nichts, gewinnen einen Augenblick Form und sind im nächsten wieder verschwunden. Das Klingeln der Straßenbahn, das Luten der Automobile ist gedämpft; man hat das Gefühl, in einer Glode von Milchglas zu gehen. Drei Meter im Umkreis beginnt bereits die Ferne. Das Unbekannte. Die Unendlichkeit.

Da knallt plötzlich in dieses gedämpfte Summen und Surren der großen Stadt ein Schuß. "Päng!"

Im Augenblick ändert sich das Bild. Die Menschen gehen nicht mehr, sie laufen. Strömen einem unbekanntem Ziele zu, daß da vorne irgendwo auf dem großen Platz liegt. Man wird mitgeschoben. Die Straßenbahn klingelt lebhafter, die Autos ruten heftiger: die große Milchglasglode ist mit einemmal erfüllt von lautem, verworrenem, gespenstischem Lärm. Zehn Schritte weiter, und ich stehe vor einer Menschenmauer, die vergeblich nach vorwärts drängt. Hölse recken sich, Rücken suchen sich zu heben. Man sieht Hüte, Männerhüte, Frauenhüte, bloße Köpfe. Verzweifelt klingelt die Straßenbahn. Ein Gemurmel legt sich breit über den Platz, der nicht zu überleben ist, schwillt an: die hundertfache Frage: was ist geschehen?

Da wendet sich ein Mann, der die anderen fast um Haupteslänge überragt, nach rückwärts, und sagt kurz und kalt: "Na — erschossen hat sich mal wieder einer!"

Stimmen eines halben Bedauerns werden laut, Frauenstimmen vor allem.

"Der arme Mensch!"
 "Aus Not natürlich; das ist doch klar!"
 "Was wird seine arme Frau dazu sagen!"
 "Und die vielen kleinen Kinder, die nichts zu essen haben!"

"Haben Sie denn den Mann gekannt?"
 frage ich die Frau neben mir, die die vielen kleinen Kinder so innig bedauert und bis zu Tränen gerührt ist.

"Aber is doch alles Quatsch", sagt ein Mann, der vor mir steht. "Er hat sich ja gar nicht selbst erschossen. Niedergeknallt hat ihn einer. Wie sie das jetzt schon machen. Aber sie haben ihn schon. Die Polizei ist schon da. Wie sie den Burschen zugerichtet haben! Recht so! Mörder! Am nächsten Baum sollte man ihn aufhängen, den Kerl!"

Die Phantasie der Menge erhitst sich mehr und mehr. Die gerührte Frau neben mir ruft: "Natürlich steckt da wieder so ein Weibsbild da-

hinter. Ich sag's ja immer: das kann kein gutes Ende nehmen! Es gibt ja schon bald keine anständige Frau mehr. Diese Weiber sind es wert, daß einer für sie umgebracht wird! Hängen sich an einen Familienvater, und Frau und Kinder können zu Hause hungern. Psui Teufel! Das ist dann das Ende. O Gott, o Gott!"

Ich frage die gerührte und jetzt so empörte Frau neben mir noch einmal: "Haben Sie den Mann denn gekannt?"

"Aber es ist ja gar kein Mann! Eine Frau hat sich erschossen", ruft einer von vorne.

"Keine Spur! Erschossen ist sie worden. Ein ganz junges Mädchen", sagt ein anderer. "Ein junger Bursche hat sie niedergeschossen und sich selber auch."

"Ach wo! Es ist doch nur ein Schuß gewesen. Der junge Mann hat sich vor die Tram geworfen. Er ist auch tot."

Die gerührte und empörte Frau neben mir rührt sich wieder: "Lieber Gott, das ist ja furchtbar! Das ist ja entsetzlich! Zwei junge Menschen! Aber das kommt davon, daß die jungen Leute heutzutage ohne Moral aufwachsen."

"Und jeder Lausbub hat einen Revolver in der Tasche", ergänzt jemand.

Von vorn drängt ein Mann nach rückwärts. Er hat einen ganz roten Kopf. "Das muß so kommen ..."

"Wieso? Was ist denn?"

"Na — das ist doch sicher, daß das ein Attentat ist. Zum Vergnügen schießt man nicht auf einen Bankdirektor, der im Auto vorbeifährt!"

"Ein Bankdirektor hat er erschossen? Einen Bankdirektor?" Das Gemurmel wird fast ehrfürchtig.

"A was, so'n Unsinn!" ruft es von vorne. "Das ist doch der dicke Stadtrat Emmerling!"

"Aha! Das ist doch der, der mit der Arbeitslosenfürsorge zu tun hat."

"Natürlich! Der Dicke, der die Leute so anschmauzt ..."

Es folgen nun noch einige sehr markante Bemerkungen, die ich nicht niederschreiben möchte. Dann schieben sich zwei Schugleute durch die Menge: "Weitergehen! Weitergehen!" Die Straßenbahn klingelt verzweifelt; ein Auto trillert. Die Menschenmauer öffnet sich langsam, widerwillig, teilt sich, löst sich auf. Au und aufgeregte bilden sich noch da und dort debattierende Knäuel, aber rasch schludt sie der Nebel ein. Und man geht wieder in einer Milchglasglode.

"Was ist denn nun eigentlich geschehen?" frage ich einen der Schugleute, der am Bürgersteig steht und der sich verlaufenden Menge nachblickt.

"Ein Autoreifen ist geplatzt!"

Die Zigarettenhülfe.

Von Kurt Riethle.

Direktor Bernhard erhob sich. Das Gespräch der Anwesenden verfiel langsam, und Bernhard ergriff das Wort: „Meine Herren! Eine wichtige Angelegenheit hat die Vertreter der zwei größten Industriekonzerne Deutschlands zusammengeführt. Es handelt sich darum, ob eine Vereinigung stattfinden soll oder nicht. Wie diese Verhandlungen ausgehen werden, wissen wir nicht. Aber das Eine wissen wir: Ein Fall wie die Tenta-Geschichte darf nicht wieder vorkommen. Damals gelang es einem der Teilnehmer der Verhandlungen, für eine kurze Zeit das Sitzungszimmer zu verlassen und einen riesigen Kaufauftrag für Aktien an die Börse weiterzugeben. Der Mann hat mit dieser Handlung Millionen verdient, denn die Aktien stiegen nach dem damaligen Zusammenschluß auf das Dreifache ihres Wertes. Ich habe daher diesmal Vorkehrungen getroffen. Bei unserm Geschäft dürfen nur unsere Konzerne verdienen, nicht aber ein Einzelner.“

Beifälliges Gemurmel wurde laut.

„Es ist jetzt acht Uhr vormittags. Die letzte deutsche Börse schließt heute um vier Uhr. Vor vier Uhr darf keiner der Anwesenden den Sitzungssaal verlassen. Ich habe außerdem zwei Detektive hergebeten, Herrn Holske und Herrn Waggerl.“ Direktor Bernhard deutete auf die zwei Herren, die in einer Ecke des Saales saßen und sich nun erhoben und eine leichte Verbeugung machten. „Niemand darf das Sitzungszimmer verlassen vor vier Uhr nachmittags. Eine Verbindung mit der Außenwelt ist ausgeschlossen.“

„Sollen wir denn verhungern?“ fragte ein Herr Zabusch.

„Nein“, lächelte Direktor Bernhard. „Sie werden Getränke und Speisen in beliebiger Menge bekommen können. Auch rauchen dürfen Sie. Alles, was Sie für Ihre leiblichen Bedürfnisse brauchen, wird Ihnen mein Diener Friedrich bringen.“

„Und der Diener Friedrich?“ fragte Zabusch. „Wenn er nun Nachrichten nach außen bringen sollte?“

Direktor Bernhard schüttelte den Kopf: „Ausgeschlossen. Erstens verbürge ich mich persönlich für Friedrichs Ehrlichkeit. Und zweitens — er ist taubstumm. Er kann also kein Wort von dem verstehen, was hier gesagt wird.“

„Ausgezeichnet“, erwiderte Herr Zabusch. „Und nun wollen wir anfangen. Ich erteile das Wort Herrn Syndikus Haase.“

So fingen die Verhandlungen über eine Zusammenlegung der beiden riesigen Konzerne an, Verhandlungen, die in der Geschichte der deutschen Wirtschaft eine große Rolle spielen sollten. Das Terrain war schon in monatelangen Besprechungen vorbereitet worden. Es handelte sich nur noch darum, Ja oder Nein zu sagen. Denn die Einigung stand durchaus noch nicht fest.

Die Verhandlungen dauerten nicht bis vier Uhr, sondern bis zehn Uhr abends. Rede und Gegentrede gingen heftig hin und her. Aber gegen halb vier Uhr nachmittags war es schon klar, daß eine Einigung zustandekommen würde. Nur die endgültige Formulierung des Vertrages lag erst Stunden später vor.

Während des ganzen Tages ging der Diener Friedrich aus und ein, brachte Zeltwasser, Whisky, Bier, Kaffee, belegte Brötchen, Zigaretten, Zigarren. Schweigend, lautlos, ging er zwischen den Stühlen umher, räumte Teller fort,

räumte leere Gläser weg, leerte die Aschenschalen aus. Die Detektive beobachteten jeden seiner Schritte, und sie beobachteten jeden einzelnen der Teilnehmer ganz genau.

Aber doch nicht genau genug. Denn sonst hätten sie gesehen, wie einer der Anwesenden durch einen kleinen Handgriff zwei Millionen verdiente ..

Als man sich abends trennte, wurden die Türen geöffnet. Ein sabelhaftes Essen war im größten Hotel der Stadt vorbereitet. Dort fand man sich wieder zusammen. In ungeheurer Aufregung. Denn unterwegs hatte man erfahren, daß gegen halb vier Uhr nachmittags ein riesiger Kaufauftrag auf die Aktien der Konzerne herausgegangen war. Genau zu der Zeit, als die Zusammenlegung beschlossene Sache gewesen war. Einer der Anwesenden mußte also den Kaufauftrag aus dem Zimmer weitergegeben haben. Man stand vor einem Rätsel. Die Bewachung war sehr scharf gewesen. Niemand hatte das Zimmer verlassen. Niemand hatte ans Fenster gehen dürfen. Und der Diener Friedrich war über jeden Verdacht erhaben. Der Kaufauftrag war von einer bekannten Maklerfirma ausgegangen. Jeder der Verhandlungsteilnehmer war demnach verdächtig. Die Sache war eine Sensation für die Presse.

Am nächsten Tage schnehten die Aktien in

gewaltigen Sprüngen in die Höhe. Der Mann, der den Auftrag hinausgeschmuggelt hatte, konnte in drei Tagen einen Vermögenszuwachs von zwei Millionen verzeichnen. Niemand wußte, wer dieser Mann war. Niemand ..

An einem der nächsten Tage betrat Herr Zabusch einen kleinen Zigarettenladen im Westen Berlins. „Kun“, fragte der Verkäufer, „wie haben Ihnen die russischen Zigaretten gefallen?“

„Sie sind mir zu scharf“, jagte Herr Zabusch. „Ich werde sie nie wieder rauchen. Ich habe genug davon.“

Er hatte genug von den russischen Zigaretten. Zwei Millionen! Nur er und ein Dienstmädchen wußten darum. Er hatte in eins der langen Pappmündstücke der russischen Zigaretten einen winzigen Zettel geschoben. Auf diesem Zettel stand nur: „Kauft 1000 bestens.“

Der Diener Friedrich hatte den Aschenbecher mit der Asche und den Zigarettenhülfsen hinausgetragen und in einen Aschenbehälter der Küche geschüttet. Dort hatte das Dienstmädchen Emmi mit linken Fingern die Reste durchwühlt, schnell gefunden, was sie suchte, war in eine Telefonzelle gehuscht und hatte bei einer der bekanntesten Maklerfirmen angerufen.

Das Geheimnis des Kaufauftrages ist der Öffentlichkeit nie bekannt geworden. Denn die Maklerfirma wahrte selbstverständlich das Geschäftsgeheimnis. Zumal da sie selbst bei der Sache einen netten kleinen Profit von einer Million gemacht hatte. Sie hatte nämlich auf eigene Rechnung gleichfalls gekauft.

Ueber die Liebe zu Büchern.

Die einzigen, die dir die Liebe lobten, die immer da sind, dich zu trösten; die immer warten, dir Liebes, Gutes zu tun: die lieben Bücher!

Wo wären die Liebste, die Menschen, die so wie sie, jahrelang auf dich warten, bis du endlich kommst, bis sie endlich dich besaubern dich reich, groß und frei machen dürfen.

Freilich, Bücher sind fast nichts ohne das Leben. Aber was führte uns mehr zum Leben, zum Erleben, als die Bücher.

Dieses feine, zarte, heitere Glück des Lebens, durch das wir weiser, glücklicher und besser werden.

Du sitzt unter Menschen, einsam lächelnd über ihr Tun und Treiben, du denkst: wär ich fort, wär ich allein, bei schönen, lieben Büchern — bei ihren Schnüchtern, Träumereien, Wahrheiten.

O heim, zu den Büchern, heim gehen! Auf dem Kanapee liegen und ein schönes Buch lesen ist ein Vorgeschnack der Seligkeit. Was für Wunderwelten, unerhörliche Schätze warten nur auf uns. Und wir brauchen sie nur zu nehmen. Mag einer noch so arm sein, so lange er liebt, ist er reich.

Nur in den Büchern allein liegt das Bleibende! Die Menschen und ihre Werke vergehen, die steinernen Denkmäler verfallen in Staub, nur der Gedanke ist unvergänglich, ewig.

Ja ich fand im ganzen Leben keine besseren und treueren Freunde als die Bücher. Heute noch grüßen mich Robinson und Rübzahl und all die tausend anderen schönen, süßen und gruselig-närrischen Bücher. Der Kindheit Maiental steigt wieder auf.

Wie schön, wie unsäglich schön war es, als ich noch Knabe, auf sommerliche Wiesen hingestreckt über Hoffmann, Jean Paul und Shakespeare träumte. Vom ersten Taschengeld wurden immer neue Bücher gekauft. Viele verstand ich zwar noch nicht, aber Sonntags schleppte ich

sie im Rucksack herum und freute mich am bunten Einband, an neuen Wörtern; blätterte vertäuscht und wünschte mir nichts, als täglich lauter Bücher kaufen zu können. O Seligkeit, als ich alle nur aufstreichbaren Bücher auf unsern Boden schleifte, sie aufstapelte; alte Sätze erregten meine Ferse — und drin rum wühlte, während ein Wairegen auf's Dach prasselte. — Was andere — jeder tut eben, was ihn freut — in Krawatten, Zigaretten, Wägen, Briefmarken anlegten — ich kaufte Bücher, nur Bücher und wieder Bücher. Und noch heute — in vielen Ländern war ich — vergaß ich oft alles Schöne um mich herum und stand stundenlang bei den Bücherwagen Berlins, den Antiquaren in der Schweiz, in Paris, in Wien, in Italien, in Kopenhagen. Jedes schöne Buch war Entdeckung und Freude an der Entdeckung, auch wenn ichs ein zweites Mal las. Ich sah dann glücklich in den Anlagen oder im Nachtschnellzug — und ich würde eher ohne Hut und Mantel, als ohne Bücher reisen.

Die Sammlung meiner Jugendzeit ging wie alles, alles verloren. Auch später noch erwarb ich öfter wieder große Sammlungen, und in Zeiten der Not und des Elends mußten sie wieder um ein Nichts verkauft werden; aber noch heute freu ich mich über alle Massen, find ich wieder irgendwo billig ein Buch, das ich schon als Kind, als dummer Junge, einst besessen, das ich mir vom Mund abgespart. Ich habe lieber gehungert, als mir ein Buch, das ich mir wünschte, nicht zu kaufen, und in stillen Stunden des Friedens träum ich dann, all meine geliebten Bücher, die in Kisten verpackt, in allen Städten der Welt rumlagern, wieder einmal, endlich einmal, gesammelt und geordnet um mich zu wissen.

Welcher unendliche Trost auch strömt aus den Büchern, für jedes Leid, jeden Schmerz! Sie lassen einen Dummheit, Gemeinheit der

Mitwelt vergessen, trösten wie Mütter und weisen in morgentrotliche, bessere Zukunft. Freilich, von manchen Büchern muß man nur kosten, andere muß man verschlingen und einige wenige muß man kauen und verdauen.

Obwohl es töricht wäre, in der Regel vom Buch auf den Dichter zu schließen, so sind doch die wahren Dichter schon deshalb so tröstend, weil sie alle große Leidende. — Dante, Cervantes, Calderon, Sokrates, Giordano, Voltaire, André de Chenier, Reuter, Dostojewskij, wie litten sie alle! Ihr Leben war Flucht, Guillotine, Feuer, Tod, Gefängnis, Irrenhaus, Verpöchtigung und Schlimmstes.

Was kümmern sich richtige Menschen um deinen Anzug, aber an deinen Büchern sehen sie, wer du bist. Und wenn du von Tausenden nach, die du einzu besessen, nichts mehr hast — die Bücher, die du einmal erstanden — sie blieben, und dir zu Gewinn, Beredung, zur Freude.

Ein Mensch mit Geschmack liest nichts Schlechtes und selbst aus schlimmen, unartigen Büchern lernt er noch. Siehe schon Shakespeare: „Vermeinst du, weil du tugendhaft feiest, solle es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben.“ Und Tolstoi sprach zu Gorki: „O, die Scham müßte einen abhalten, von Dämonen zu schreiben. Das heißt ... weshalb sollte man nicht darüber schreiben? Nein, man muß über alles schreiben, über alles ...“ — Kein Geschenk ist so wertvoll als ein schönes Buch: von der Schokolade bleibt nichts und der Ring ist vielleicht zerbrochen schon — das Buch ist noch da und erzählt dir von dem, der dir geschenkt. Aber nur Bücher, die du selbst erworben, erfreuen wirklich. Ein schönes Buch soll einem viel zu lieb sein, als daß man verleiht. Man leiht auch keine Krawatte, keine Würste, keine Frau, keine kostbare Briefmarke — all das, was einem lieb und wertvoll ist, borgt man sich nicht.

Ich möchte keinen zum Freund, der nicht die Bücher liebt und die Dichter und halte die Bücher sogar als zauberhafte Medizin gegen manche Krankheiten.

Wer keine Zeit zum Lesen findet, ist oberflächlich, denn keiner ist so klug, so gütig, so reich, daß ihm nicht doch noch ein Buch was zu sagen hat.

Freilich sind Unzählige, denen die Bücher die Jugend genommen, und die das Leben nur aus Büchern gekannt. Ach, es blieb ihnen wohl viel erspart!

Und doch ist es besser, vom Leben nichts zu wissen, immer Kind zu bleiben und nur es aus dunkeln Büchern ahnen, drin das kostbarste Lebensblut eines großen Geistes, einbalsamiert und verwahrt für uns Lebende ...

Von jenen Ländern kam ich zurück, wieder heim, heim, zu meinen Büchern.

Nicht Macht, noch Reichtum; nichts! — nur des Geistes Zepher dauern, nur der Gedanke ist unvergänglich, ewig ...

Wißt ihr schon? ...

Eins der ältesten, heute noch erhaltenen Bauwerke der Welt ist das sogenannte Todesminarett in Samarkand, das seinen Namen daher hat, daß es als Hinrichtungsstätte benutzte wurde. Die zum Tode Verurteilten wurden mit verbundenen Augen von dem Turm herabgestürzt und starben natürlich auf der Stelle.

Nach den neuesten Untersuchungen sollen die glücklichsten Ehen zustande kommen, wenn der Mann zwischen fünfundsiebzig und dreiunddreißig und die Frau zwischen zweiundzwanzig und sechsundzwanzig ist.

Die Wärme, die von der Sonne an einem klaren Sommertage auf einen Hektar der Erdoberfläche ausgestrahlt wird, soll für die Gewinnung von 17.000 PS ausreichend sein.

Das Ueberflüssige. Adolf Hitler, Kanzler des Deutschen Reiches, geht in die Oper. Er wird hier vom Schließer der Staatsloge mit einem tiefen Bückling empfangen. In Ehrfurcht erstarrend fragt der Kaiser: „Haben Herr Reichskanzler schon ein Programm?“ — „Danke,“ jagte Hitler, „so etwas brauche ich nicht.“

In Australien wächst eine Pflanze, die „Binguicula“, deren Blätter mit einer dickflüssigen Masse bedeckt sind. Alle Insekten, welche sich darauf niederlassen, können nicht wieder fort. Die Eingeborenen benutzen die Blätter in ihren Wohnungen als ein natürliches Fliegenpapier.

Ein ununterbrochen mit 50 Kilometer in der Stunde fahrendes Automobil könnte den Weg von der Erde zur Sonne, der eine Entfernung von 150 Millionen Kilometer darstellt, erst in 340 Jahren zurücklegen.

Die Ziehharmonika ist ein verhältnismäßig neues Instrument. Es wurde erst 1829 von dem Wiener Damian erfunden, feiert also jetzt sein hundertjähriges Jubiläum.

Die Auster ist im Verhältnis zu ihrer Größe eines der allerstärksten Tiere, die es überhaupt gibt. Um ihre Schale zu öffnen, ist eine Kraft erforderlich, die dreieihundertmal so groß ist wie das eigene Gewicht des Tieres.

Das trockenste Land der Welt dürfte Arabien sein, das keinen wirklichen Fluß aufzu-

weisen hat, wenn man den Euphrat im Norden ausnimmt. In einigen Teilen des Landes haben die Bewohner überhaupt noch keinen Regen gesehen.

Bei einer Rundfrage hinsichtlich der Beliebtheit der verschiedenen Filmarten zeigte es sich, daß komische Filme bei weitem den ersten Platz einnahmen. Danach kamen Abenteuer- und Detektivfilme.

Die meisten Ueberschwemmungen in China sind durch den Hoangho verschuldet worden. Dieser Fluß hat die verhängnisvolle Gewohnheit, bei Flut die Uferdeiche zu durchbrechen und einen andern Lauf zu nehmen. Das ist nicht weniger als neunmal geschehen. So ist 1852 die Mündung des Flusses, die ursprünglich südlich von Schantung sich befand, in den Norden der Stadt verlegt worden.

Die Adresse des Spartenleiters, an den alle Spartenangebote zu richten sind: Steiner Eduard, Schönfeld 59, bei Aussig.

Partie Nr. 44.

Gespielt um die Kreismeisterschaft, 3. Brett, am 18. Juni 1933 in Aussig.

Weiß: Eberhardt E., Komotau. Schwarz: Hausner P., Warasdorf.

Unregelmäßig.

1. e2-e4 c7-c6

2. Sg1-f3 d7-d5

Genosse Eberhardt konnte sich im 2. Zug mit d2-d4 ins Karo-Kann einlassen, welches der Gegner anstrebte, wenige werden die Ansicht teilen, daß 2. Sf3 besser ist.

3. e4-d5 Dd8-d5

Nicht ganz richtig; Weiß erhält dadurch ein Tempo, da es für die Dame am besten ist, zu ihrem Ursprungsfeld retour zu gehen, so daß Schwarz dabei um zwei Züge zurück ist.

4. Sd1-c3 Dd5-d8

5. Lf1-e2 Sg8-f6

6. d2-d3 Sg3-f6

6. d2-d3

Sehr zahm ins Zeug gegangen, sperrt die Läuferlinie, was man nie ohne triftigen Grund tun soll.

6. Lc8-g4

7. Sf3-e5 Lg4-e2

8. Dd1-e2 e7-e6

9. Lc1-e5 Lf8-e7

10. 0-0 0-0

11. h2-h3? Sd8-d7

12. Se5-f3 Sf6-d5

13. Sc3-e4 h7-h6?

14. Lg5-d2 Tf8-e8

15. Se4-c3

Läßt sich in ein Manöver ein, wobei Schwarz alle verlorenen Tempi zurückgewinnt; gegeben war Se4-g1.

15. Lc7-f6

16. De2-e1 Ld5-c3

17. Ld2-c3 Lf6-c3

18. Dd1-c3 Dd8-f6

Richtig erkannt, bei Tausch erhält Schwarz die Führung.

19. Dc3-b4 Sd7-b6

20. c2-c4 Df6-c7

21. Db4-c3 Te8-d8

22. Ta1-d1

Der Randfreibauer ist da, so schnell geht es meistens nicht, immerhin ist großes Augenmerk darauf zu richten.

23. b2-b4 Sd7-f6

24. Tf1-e1 Dc7-c7

25. a2-a4 a7-a5

26. b4-b5 c6-b5

27. a4-b5 Sf6-d5

Es ist schon sehr schwer, die richtige Fortsetzung zu finden, der feindliche Springer auf c3 wirkt stark.

30. Td1-d2 a5-a4

31. Te5-c3 a4-a3

32. Te3-e1 a3-a2

33. Te1-a1 Ta8-a3

34. d3-d4 Ta3-b3

35. Td2-c2 Ta1-a2 Tb3-b1+

36. Te3-c1 Sc3-e2+

Aufgegeben.

Anmerkungen von Franz Hyna.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnig Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schönbau.

Schachaufgabe Nr. 150.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen. Schwarz: Kd3; Dd5; Ta1; Lb6; Sg4; Bd4, f5 (7).



Weiß: Kc1; Dg3; Tc1, b4; Lf3, g5; Sd1 (7). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Genossen Wenzel Scharoch, Zweitnig, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 147: Dg5-e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnbier Emil, Tetschen; Olbert Ernst, Domina; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Pöpperl Theo, Aupperschin; Mildorf Adolf und Döhnert Max, Tischnau; Steiner Eduard und Hühnel Anton, Schönfeld; Trilsch Gustav, Wisterschan; Swoboda Josef, Neuchwalitz; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Hyna Josef, Hostomitz; Schöpka Josef, Eidlitz.

Sonntag, den 20. August, spielte Wisterschan mit zwei Mannschaften gegen Schönfeld, Wisterschan konnte beide Kämpfe mit 3 : 2 und 5 : 0 Punkten für sich entscheiden. Retourspiel findet am 3. September um 9 Uhr vormittags in Schönfeld an 10 bis 12 Brettern statt.